

Was sind – global betrachtet – die drei größten Probleme der humanitären Logistik und Infrastruktur?

Martina Comes: Kurz gefasst sind es diese drei: erstens bessere Koordinierung, zweitens der Umgang mit der Datenrevolution und die Implikation von neuen Technologien, und drittens die Diskrepanz zwischen der Unterstützung von lokalen Gruppen, also der Idee von „Community Resilience“, einerseits und andererseits der Tendenz Informationen und Entscheidungen auf internationaler Ebene zu zentralisieren.

Was meinen Sie mit besserer Koordinierung?

Martina Comes: Koordinierung ist bereits innerhalb einer einzelnen Organisation schwierig. Zudem beobachten wir spätestens seit dem Erdbeben auf Haiti, dass mehr und mehr verschiedene Akteure in Katastrophen eine Rolle spielen. Da sind einerseits Gruppen von freiwilligen technischen Helfern zu nennen, die sich mittlerweile auch „digital humanitarians“ nennen. Das sind Menschen, die zum Beispiel in Europa oder in den Vereinigten Staaten gemeinsam Social-Media-Informationen auswerten und damit Karten erstellen. Diese versuchen sie in die Katastrophenregionen zurückzuspielen. Es gibt viele verschiedene Gruppen, die im Digital Humanitarian Network zusammengefasst sind und verschiedene Aspekte der Katastrophenhilfe unterstützen.

Welche Schwierigkeiten treten dabei auf?

Martina Comes: Es gibt eine immer stärkere Tendenz, dass nicht-professionelle Akteure an der Katastrophenhilfe teilnehmen. Vor allem durch die Medienpräsenz von Katastrophen gibt es immer mehr Freiwillige, die sich einfliegen lassen, um Gutes zu tun. Im Fall Haitis war das „Gute“ aber zum Beispiel, dass eine Menge Kühlschränke gespendet wurden, die absolut nutzlos waren. Diese unaufgeforderten Hilfen können die Logistikkette unterbrechen. Das zweite Problem ist, dass Akteure in bestimmten Bereichen das Gesetz missachten. Zum Beispiel sind in Nepal verschiedene Gruppen mit Drohnen eingeflogen worden. Sie hatten den Wunsch, die zerstörten Gegenden zu kartieren. Sie haben dann ihre Drohnen dort fliegen lassen. Natürlich hat Nepal eine ganz normale Regierung und einen Luftraum, der gesetzlich geregelt ist, und natürlich darf nicht jeder dort seine Drohne einfach herumfliegen lassen und aufzeichnen, was sich in den verschiedenen Gegenden abspielt. Deswegen sind verschiedene Gruppen und Einzelpersonen dort im Gefängnis gelandet. Es gibt Versuche, auch diese Akteure „einzufangen“ und zu professionalisieren, damit sie sich einer Charta oder einem Rahmenabkommen anschließen. Aber dieser Prozess gestaltet sich schwierig, weil gerade durch soziale Medien Impulse zu unkoordinierten Handlungen entstehen. Die technologische Entwicklung wirkt generell verstärkend. Früher war Kartographie eine eigene Disziplin, heute kann jeder mit „Google Maps“ eine Karte erstellen. Dadurch wird einerseits Expertise aufgebrochen, andererseits entsteht ein Koordinierungsproblem.

Was ist die wichtigste Aufgabe der internationalen Staatengemeinschaft in den kommenden Jahren, um die Rahmenbedingungen der humanitären Logistik und Infrastruktur zu verbessern?

Martina Comes: Nur ungefähr 20 Prozent der Hilfeleistungen werden für die spektakulären Naturkatastrophen geleistet, die Hilfe ist aber zum größten Teil auf diese schweren Katastrophen ausgelegt und auch ein Großteil des Geldflusses. Aber wenn man sich anschaut, wo die insgesamt schwerwiegendsten Schäden auftreten, dann sind es die kleinen und mittleren Ereignisse. Diese werden viel schlechter von der internationalen Staatengemeinschaft abgedeckt. Durch diese

Fokussierung auf die großen, spektakulären Ereignisse wird der ganze Logistikprozess auf riesengroße Leistungen und Mengen hin getrieben. Ein Beispiel ist das Logistikprogramm des Roten Kreuzes für Süd- und Mittelamerika in Panama: Dort ist das Logistiksystem noch heute geprägt vom Erdbeben in Haiti 2010. Das heißt, es gibt unglaublich große Vorräte an Gütern, die für die nächste riesige Naturkatastrophe ausgelegt sind. Es ist hingegen nicht möglich, agile Hilfe zu leisten bei den verschiedenen kleineren Naturereignissen, die sich in Südamerika abspielen. Die humanitären Organisationen müssen die Möglichkeiten zur agilen und lokalen Planung, unterstützt durch Monitoringsysteme erkennen. Bislang wird bei vor allem bei den großen Hilfsorganisationen, wie den UN-Organisationen noch immer viel zu weitläufig und großräumig geplant. Ein anderer interessanter Aspekt ist, dass die Hilfeleistung eigentlich immer individueller werden kann. Wir können mittlerweile relativ genau die Bedarfe von Personen und Gruppen ermitteln. Ein Beschäftigter aus der Humanitären Hilfe in Nepal hat einmal zu mir gesagt: „Wir waren bislang so aufgestellt, dass wir immer nur die Standardpakete geliefert haben, also Reis, Zelte, Decken und ein verschiedene Massengüter. Aber eigentlich müssen wir wie ein Supermarkt sein“. Die Bedürfnisse erstrecken sich von Nahrung bis hin zur Gesundheitsvorsorge.

Nach den staatlichen nun die nichtstaatlichen Akteure: Welchen Arbeitsauftrag sehen Sie für die Wirtschaft im Bereich der humanitären Logistik und Infrastruktur?

Martina Comes: Es wird immer klarer, dass die Staatengemeinschaft alleine oder auch NGOs nicht die Rolle der Wirtschaft übernehmen können. Gerade im Hinblick auf die Verknüpfung von Entwicklungshilfe und Katastropheneinsätzen ist die Rolle der Wirtschaft sehr groß, weil man keine nachhaltige Entwicklung durchführen kann, ohne die Wirtschaft zu involvieren. Deshalb ist es wichtig, Partnerschaften von öffentlichen und wirtschaftlichen Akteuren auszubauen.

Inwieweit sehen Sie die kommerzielle Logistikanbieter in der Lage, die Humanitäre Logistik zu unterstützen und wo liegen die Grenzen der Zusammenarbeit?

Martina Comes: Es gibt verschiedene Rahmenverträge mit Anbietern kritischer Infrastruktur, zum Beispiel mit Mobilfunk-Providern. Sie erlauben es, im Notfall auf Mobilfunkdaten zugreifen zu können. Ein Beispiel dafür ist der Anbieter „Orange“ im Senegal. Es werden in verschiedenen Katastrophenfällen auch schnelle Übereinkünfte geschlossen, damit Infrastruktur zügig wieder aufgebaut werden kann. Im Logistikbereich sind außerdem die meisten globalen Konzerne unterstützend aktiv – oftmals in Partnerschaften mit humanitären Organisationen. Natürlich kann man sich dabei immer die Frage stellen, wie uneigennützig Unternehmen handeln und inwiefern Katastrophenhilfe ein Geschäft sein sollte. Problematisch wird es, wenn ein sogenannter „Vendor-Lock-In“-Effekt entsteht, gerade im Bereich von digitalen Produkten. Dazu kann es zum Beispiel kommen, wenn eine Firma einer humanitären Organisation kostenfrei eine Lizenz für zwei Jahre zur Verfügung stellt. Die Organisation stellt dann ihre ganzen Abläufe und ihr Datenmanagement auf dieses Produkt um. Wenn nach zwei Jahren die Lizenz abgelaufen ist und die Organisation zu viel Aufwand investiert hat, um den Anbieter zu wechseln – dann stellt sich klar die Frage, ob man hier noch von einer Spende sprechen kann.

Welchen Arbeitsauftrag mit Blick auf die humanitäre Logistik und Infrastruktur sehen Sie für NGOs?

Martina Comes: Mit NGOs ist die Hoffnung verbunden, dass sie agiler handeln können als die eher statischen und bürokratischen großen UN-Institutionen, leichter an lokale Informationen herankommen und dadurch Bedarfe vor Ort besser erfassen können.

Und welchen für die Wissenschaft?

Martina Comes: Den größten Auftrag sehe ich darin, es nicht beim Analysieren von aktuellen Entwicklungen zu belassen, sondern auch konkrete Hilfeleistungen zu entwickeln – zum Beispiel Softwarekomponenten oder Trainingsprogramme oder von „lessons learned“. Das humanitäre System ist, wie ein Kollege von mir einmal gesagt hat, auf das Vergessen angelegt, weil die Rotationszyklen oft kurz sind. Und gerade da können Universitäten oder Akademiker eine wichtige Rolle spielen. Sie können eine Wissensbasis aufbauen und verschiedene Akteure in den unterschiedlichen Techniken trainieren. Was ich zudem als ganz großen Auftrag sehe, ist relevante Forschung zu betreiben. Ich persönlich plädiere für die intensive Zusammenarbeit mit humanitären Organisationen oder mit anderen lokalen Akteuren. Ich finde es wichtig, dass Akademiker hinter ihrem Schreibtisch hervorkommen und sich tatsächlich ins Feld begeben. Es ist aber eine wechselseitige Anstrengung nötig, denn humanitären Organisationen haben oft den verfehlten Anspruch, dass man als Akademiker wie ein Berater arbeitet und in kürzester Zeit standardisierte Lösungen oder „quick fixes“ anbietet, die sofort implementiert werden können. Akademiker arbeiten anders: Sie wollen Probleme zunächst von Grund auf verstehen, bevor zugeschnittene Lösungen zusammen mit Praktikern entwickelt werden, anstatt allein für sie. Das ist ein längerfristiger Prozess, der Engagement von beiden Seiten erfordert, der aber dann auch zu nachhaltigen Innovationen führt. Außerdem ist auch im akademischen Bereich Koordinierung sehr wichtig: Jeder Wissenschaftler hat sein eigenes Steckenpferd, wodurch die Forschung wahnsinnig fragmentiert ist und nicht unter einem Schirm zusammengeführt wird. Das sieht man derzeit meiner Meinung nach am deutlichsten an der Flüchtlingskrise. Dazu forscht gefühlt jede Universität in eigenen Projekten, aber die Erkenntnisse werden nicht zusammengeführt und bleiben schwer zugänglich für humanitäre Akteure. Wenn jeder nur seine eigenen Projekte entwickelt und seine eigenen kleinen Partnerschaften pflegt, dann können wir niemals Einfluss auf das gesamte System nehmen.

Welche großen Entwicklungen der humanitären Logistik und Infrastruktur werden wir in den nächsten zehn bis zwanzig Jahren erleben?

Martina Comes: Ich glaube, dass wir eine große Umstellung sehen werden – weg von den massiven Bewegungen von Gütern hin zur Güterbeschaffung auf der lokalen Ebene. Eine wichtige Rolle wird „mobile money“ spielen. Wir werden uns entfernen von der Idee, dass man mit ganz vielen LKWs und Jeeps durch die Gegend fährt und die Welt rettet. Stattdessen wird es mehr auf die spezifischen Bedarfe zugeschnittene Hilfe geben, die es den Betroffenen ermöglicht, lokal einzukaufen und damit die eigene Wirtschaft anzukurbeln. Das wird nicht in allen Bereichen so einfach gehen, gerade wenn man über das Thema Gesundheitsversorgung oder den Pharmahandel spricht. Aber ich glaube, für die Grundversorgung und Grundausstattung ist das ein großer Trend. Der zweite Trend ist die verstärkte Datensammlung, die im Bereich Logistik eine wichtige Entscheidungshilfe sein kann. Nehmen wir das Beispiel Impfstoffe. Diese müssen über die gesamte Lieferkette gekühlt transportiert und gelagert werden. Mittlerweise gibt es die Möglichkeit, die Temperatur innerhalb einer Lieferung aufzuzeichnen und relativ lückenlos zu überwachen. Das ist aber noch nicht gleichbedeutend damit, dass man es schafft, die Impfstoffe tatsächlich kühl zu halten. Da ist es nötig, zum Beispiel die Information „Es wird diese Woche wärmer“ zu verknüpfen mit der Information, wo ich jetzt Elektrizität oder Eis finden kann. Und das wiederum zu verknüpfen mit einer ganz einfachen

Navigation, die zum Beispiel angibt: „Auf dem Weg über Dorf A dauert es fünf Stunden, auf dem Weg über Dorf B dauert es drei Stunden, also nimm lieber den Weg über Dorf B.“ Die Verknüpfung verschiedener Informationen wird also auch im Logistikbereich – idealerweise zumindest – wahnsinnig wichtig werden. Das, was wir wissen, müssen wir damit verknüpfen, tatsächlich etwas zu ändern.

Was ist das größte Risiko, das mit dem Einsatz von (digitalen) Technologien in der humanitären Logistik und Infrastruktur verbunden ist?

Martina Comes: Neue Technologie ist immer nur ein Teil der Lösung. Deshalb besteht ein Risiko darin, dass man sich auf Technologien an sich konzentriert und nicht den entsprechenden Rahmen dafür entwickelt oder mitentwickelt. Technologie muss eingebettet sein und Nutzer müssen verstehen, was die Technologie kann, wie Ergebnisse zu interpretieren sind, wie die Technologie eingesetzt werden muss und was die damit verbundenen Risiken sind. Gerade wenn man es mit vulnerablen Bevölkerungsgruppen wie allein reisenden Kindern oder Waisen zu tun hat, ist die Frage: Wer darf Zugang zu ihren Daten haben? Die Frage stellt sich besonders vor dem Hintergrund, dass viele nicht-professionelle Akteure Daten erheben, wie im Beispiel der Drohnen in Nepal: Haben sie das Recht dazu? Ist das eine staatliche Aufgabe, eine rein staatliche Aufgabe, und wie geht man mit Freiwilligen um, die helfen wollen? Und wie geht man damit um, dass zum Beispiel jeder Informationen einfach ins Internet stellen kann oder über soziale Medien relativ schnell verbreiten kann? Man kann sich auch leicht vorstellen, dass Gesundheitsberichte einfach irgendwo verteilt werden. Auch da stellt sich die Frage, wie man die Daten schützen kann und wer Zugang dazu erhält. Wer hat die Autorität über diese Informationen, und wie kann man sicherstellen, dass es gemeinsame Standards und Richtlinien dazu gibt?

Welche Technologien werden am ehesten zu einer nachhaltigen Veränderung im Bereich der Humanitären Logistik und Infrastruktur führen?

Martina Comes: Es ist sehr wichtig, dass man Technologieentwicklung nicht als „l'art pour l'art“ versteht, sondern einen konkreten Nutzen im Hinterkopf hat. Mobiles Zahlen wird auch in Zukunft sehr wichtig sein, da zum Beispiel die Weltbank davon ausgeht, dass in absehbarer Zukunft tatsächlich jeder ein mobiles Telefon hat. Auch „Virtual Reality“, also dreidimensionale computergenerierte Umgebungen, wird meiner Meinung nach eine große Rolle spielen – weniger in den betroffenen Ländern, als vielmehr um Entscheidungen auf der Ebene von Planung und Strategiefindung zu unterstützen. Mit „Virtual Reality“ hat man ganz andere Möglichkeiten, sich in die Lage vor Ort hineinzusetzen. Und dann natürlich wird auch – das ist keine Überraschung – Robotik eine immer wichtigere Technologie. Gerade in schwierig zu erreichenden oder gefährlichen Gegenden oder wenn Menschen verschüttet sind könne Roboter gute Dienste leisten. Für Länder, in denen die Infrastruktursysteme nicht so gut ausgebaut sind, sind zudem neue Technologien von Bedeutung, die resilient in sich selbst sind, also mit wenig Elektrizität auskommen oder mit Solarenergie betrieben werden; Technologien, die nicht nur riesige Datenpakete verschicken, sondern mit relativ kleinen Bandbreiten auskommt. Es kommt darauf an, Technologie zu designen, die in Entwicklungsländern funktioniert.

Welchen wesentlichen Fehler machen NGOs – sowohl deutsche als auch internationale als auch lokale – in Ihren Augen in der humanitären Logistik und Infrastruktur noch zu häufig?

Martina Comes: Dass sie einfach nur ihre Standardprotokolle ausrollen und nicht versuchen, zuerst

die Lage vor Ort zu verstehen. Wenn man sich zum Beispiel Karten anschaut oder Informationsmaterial zu ganz verschiedenen Naturkatastrophen weltweit, sehen diese immer gleich aus. Natürlich hat Standardisierung den Vorteil, dass man sehr schnell reagieren kann. Aber man sollte sich die Frage stellen, ob es gerechtfertigt ist, wenn man ganz verschiedene Umgebungen von Dürrekatastrophen bis zu einem Erdbeben wie in Nepal in derselben Weise darstellt. Überstandardisierung ist also ein Fehler. Dazu kommt, dass NGOs sich mitunter so benehmen, als wären sie die einzige Autorität und oftmals zu schlecht koordiniert sind.

Mit welchem Mythos der humanitären Logistik und Infrastruktur möchten Sie aufräumen?

Martina Comes: Dass man in einem Land Hilfe leistet einfach nur dadurch, dass man ganz viele Güter hineinbringt. Vielmehr muss man mit der Bevölkerung arbeiten, um die lokale Struktur und Infrastruktur wiederaufzubauen. Also weg von dem Mythos, dass die Staatengemeinschaft heldenhaft quasi einmarschiert und das Land wieder aufbaut für die armen betroffenen Menschen vor Ort. Es muss darum gehen, den Menschen zu ermöglichen, ihre eigene Infrastruktur und Wirtschaft wieder aufzubauen.